

dtv

Wintersportler und Weihnachtsfans, Glühweintrinker und Adventsbastler, Kaminfeueranzünder und Wollmützenträger, Faschingsfreunde und Sockenstricker – es gibt viele, die sich auf die kalte Jahreszeit freuen. Andere würden am liebsten von Oktober bis März in den Süden verschwinden. Keine Jahreszeit ist so umstritten wie der Winter. In unserer Geschichtensammlung findet jeder die passende Lektüre für viele Stunden Leseglück.

Es erzählen:

Riikka Ala-Harja, Ewald Arenz, Eva Berberich, T. C. Boyle, Alex Capus, Frank Goldammer, David Guterson, Elke Heidenreich, Ulrike Herwig, Mascha Kaléko, Arnold Küsters, Siegfried Lenz, Harry Luck, Annette Petersen, Elke Pistor, Jutta Profijt, Eugen Roth, Asta Scheib, Ingo Schulze, Jan Weiler, Liv Winterberg und Thomas Zirnbauer.

Schneefrei

Die schönsten Wintergeschichten

Zusammengestellt von
Karoline Adler

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Originalausgabe 2015

2. Auflage 2016

© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten

(siehe Quellenhinweise S. 265 ff.)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Gerhard Glück

Gesetzt aus der Garamond 9,8/12,25' und der Frutiger

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21608-1

Inhalt

T. C. Boyle	
Die Mütze	7
Alex Capus	
In der Zeitmaschine	33
Liv Winterberg	
Die Lichter des Monsieur Laurent	40
Siegfried Lenz	
Silvester-Unfall	50
Jan Weiler	
So sehen Sieger aus	64
Jutta Profijt	
Haben wir was verpasst?	67
Mascha Kaléko	
Novemberbrief aus Ascona	80
Ulrike Herwig	
Winterliebe	88
David Guterson	
Mieterin	99
Arnold Küsters	
Emma beinhart	119
Eugen Roth	
Schneeraus	130

Harry Luck	
Alles zu seiner Zeit	134
Elke Pistor	
Die Schneekönigin	137
Asta Scheib	
Frühstück im Franziskaner	151
Ewald Arenz	
Glaubenskrieg.	156
Eva Berberich	
Es weihnachtet sehr	159
Ingo Schulze	
Die Verwirrungen der Silvester- nacht	169
Riikka Ala-Harja	
Die Insel.	214
Frank Goldammer	
Die Möglichkeiten eines Schneeballs . .	220
Thomas Zirnbauer	
Eiskaltes Chicago	224
Annette Petersen	
Karten spielen.	233
Elke Heidenreich	
Winterreise	245
Die Autoren	265

T. C. Boyle

Die Mütze

Sie schickten dem Bären ein Killerteam hinterher. Drei Typen in weißen Anoraks mit Schulteraufnehmern vom Staatlichen Forstdienst. Es war am späten Freitagnachmittag, etwa eine Woche vor Weihnachten, und der Schnee fiel so dicht, dass es den Eindruck machte, als wären Himmel und Erde zusammengeklebt. Jill hatte ihre Kneipe eben erst für den Abend geöffnet, als sie zur Tür hereingestampft kamen. Der Große – er bestellte Jim Beam und Bier für alle drei – hätte selbst ein Bär sein können, so wie er in dem schweren Steppanorak unter der Last seiner Schultern zu versinken schien, das Gesicht im Gewirr eines schwarzen Barts verborgen; in seinen blauen Augen blitzte etwas Raubtierhaftes, Herausforderndes. »Hallo, Hübsche«, sagte er und blickte Jill direkt in die Augen, während er ein Bein über den Barhocker schwang und die Unterarme auf die blinkende Kupferstange stemmte. »Wie ich höre, habt ihr hier ein Bärenproblem.«

Ich saß im Dunkel am Ende der Bar, nippte an meinem Bier und beobachtete das Schneetreiben. Jill hatte das Licht noch nicht eingeschaltet, und ich war froh darüber – der Laden hatte so eine beruhigende Unterwasseratmosphäre, der Schnee lag wie eine Decke vor dem Fenster, das Feuer in der Ecke war sanft wie eine Rückenmassage. Ich war hellwach und bewegte mich – zündete mir eine Zigarette an, hob das Glas zum Mund –,

aber ich fühlte mich so friedlich, als wäre ich eingeschlummert.

»Stimmt«, sagte Jill, die wegen der »Hübschen« leicht errötet war. Vor zwei Wochen hatte sie mir im Bett gestanden, dass sie sich schon seit Jahren nicht mehr hübsch fühlte. Was redest du denn da?, fragte ich. Sie schob die Unterlippe vor und sah weg. Neun Kilo habe ich zugenommen, sagte sie. Ich streichelte sie und lächelte, wie um zu sagen: Neun Kilo – was sind schon neun Kilo? Fettklößchen, sagte ich und spielte damit auf eine der Novellen von Maupassant an, die sie mir geschenkt hatte. Das finde ich nicht witzig, sagte sie, aber dann rollte sie sich zu mir und streichelte mich.

»Ich bin Boo«, sagte der große Kerl, kippte seinen Bourbon und nahm einen Schluck Bier. »Und die zwei sind Scott«, hier nickte er nach links zu seinem Nachbarn, der wie er einen Bart und eine blaue Strickmütze trug, »und Josh.« Josh, der nicht älter als neunzehn sein konnte, fuhr zu seiner Rechten in die Höhe wie ein Stehaufmännchen. Boo zog den Reißverschluss seines Anoraks auf, sodass ein wattiertes Hemd in der Farbe von getrocknetem Blut sichtbar wurde.

»Geht das alles zusammen?«, fragte Jill.

Boo nickte, und mir fiel die Narbe auf, die quer über seinem Backenknochen verlief. Ich assoziierte Dosenöffner, Kartoffelschäler, die langen, hakenförmigen gelblichen Klauen von Bären. Dann wandte er sich an mich. »Und was trinkst du, Kumpel?«

Ich hatte gerade die ersten Geräusche aus der Küche gehört – den leisen Kuss von Tasse und Untertasse, das Klappern von Besteck –, und mein Magen sauste abrupt abwärts wie ein außer Kontrolle geratener Fahrstuhl. Ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Es war Monatsmitte, sämtliche Taschenbücher im Haus hatte ich

gelesen, alle Platten gehört, und ich wartete auf meinen Scheck von der Stütze. Natürlich gab es keinen Briefträger hier oben – den halben Winter über war die Straße sowieso gesperrt –, aber Marshall, der Kneipenbesitzer und inoffizielle König der Siedlung, war ins Tal runtergefahren, um Vorräte für den feiertäglichen Ansturm von Touristen, Motorschlittenpiloten und ähnlichen Leuten anzulegen, und er hatte mir versprochen, mir den Scheck mitzubringen. Falls er da war. Falls er da war und falls Marshall es durch den Schneesturm zurück schaffte, würde ich mir drei oder vier Gläschen Wild Turkey gönnen, danach das Familienmenü kosten und dann Kaffee und Kahlua-Likör nippen, bis Jill mit der Arbeit fertig war. »Bier«, sagte ich.

»Würdest du diesem Mann da ein Bier bringen, Hübsche?«, bat Boo in seinem Hinterwäldler-Bass, und nachdem sie mir eins aufgemacht und das Geld von ihm kassiert hatte, fing er mit dem Bären an. Ob sie ihn gesehen habe? Wie viel Schaden er angerichtet habe? Wie seine Spuren aussähen – irgendwas Auffälliges daran? Seine Losung? Sein Pelz sei rötlich, ja? Beinahe zimtfarben? Und das eine Ohr sei abgeknickt?

Sie hatte ihn gesehen. Aber nicht, als er krachend in die Vorratskammer eingebrochen war, die Kiste mit 350-Gramm-Dosen Thunfisch aufgehebelt und mehrere Liter roten Burgunder samt Glassplittern geschlurft hatte, und auch nicht, als er eine Blutspur hinterlassen hatte, die wie ein rosa Band zwischen den Ponderosa-Kiefern im Wald verschwunden war. Nein, damals nicht. Sie hatte ihn unter weitaus intimeren Umständen gesehen – im eigenen Schlafzimmer, um genau zu sein. Sie hatte zusammen mit ihrem achtjährigen Sohn Adrian in der hinteren Kammer geschlafen (um Wärme zu sparen, übernachteten sie im selben Zimmer: abends drehte sie

die Heizung ab und warf eine Handvoll Kohlen in den Kachelofen in der Ecke), als auf einmal das Fenster zu Bruch ging. Die eisige Luft schoss herein wie ein Speer, man hörte das dumpfe Dröhnen des schweren Bärenkörpers gegen die Hauswand und eine Explosion von Flaschen, Büchsen und allem Möglichen, als er den Müll auf der hinteren Veranda durchwühlte. Sie und Adrian fuhren gerade rechtzeitig hoch, um das verdutzte, zottelige Gesicht des Bären in dem leeren Fensterrahmen zu erkennen, und dann sausten sie los wie von der Tarantel gestochen, zur Vordertür hinaus, und schlossen sich im Auto ein. Sie waren im Schlafanzug zu mir gekommen, zitternd wie Flüchtlinge. Als ich mit meiner Weatherby-Schrotflinte angerückt war, hatte sich der Bär längst davongemacht.

»Ja, ich hab ihn gesehen«, antwortete Jill. »Er hat mein Schlafzimmerfenster eingeschlagen, das musste ich mit Brettern zunageln.« Josh, der junge Bursche, schien das witzig zu finden, denn er fing an, leise vor sich hinzukeckern, ein hektisches Ein- und Ausatmen wie bei einem alten Hund, dem etwas in der Kehle stecken geblieben ist.

»Also, ehrlich!« Jill stand im Mittelpunkt und blühte auf. »Ich hatte bloß mein Nachthemd an, und barfuß war ich auch, aber ich habe keine Sekunde gezögert – zack, hab ich meinen Sohn an der Hand gepackt, und schon war ich zur Tür raus.«

»Im Nachthemd, ja?«, sagte Boo, über dessen Gesicht dabei ein breites, genüssliches Grinsen glitt, sodass er im trüben Licht einen Moment lang aussah wie ein lüsterner Satyr mit haarigen Beinen, der aus der Kälte hereingekommen war.

»Vielleicht war er doch nicht bloß wegen der Abfälle gekommen«, bemerkte ich, und alle grölten los. In diesem Augenblick kam Marshall mit vollbeladenen Armen

zur Tür herein und stampfte sich den Schnee von den Stiefeln. Ich stand auf, um ihm zu helfen, und als er anfang, in seiner Brusttasche herumzufingern, verspürte ich eine Woge der Erleichterung: Er hatte an meinen Scheck gedacht. Ich war schon halb zur Tür hinaus, um ihm beim Hereintragen der Vorräte zu helfen, da hörte ich Boos dröhnenden Bass wie fernen Donner: »Keine Sorge, meine Hübsche«, sagte er, »wir kriegen ihn schon.«

Drei Tage später kam Regina an. Sie hatte in den letzten Jahren immer über die Feiertage ein Zimmer hier oben gemietet, angeblich ihrer Gesundheit wegen, zum Langlaufen und zwecks Tapetenwechsel, aber eigentlich ging es ihr nur darum, vor den sexbesessenen Einsiedlern, die das ganze Jahr zwischen Kiefern und Sequoien verbrachten, ihren stretchbehosten Hintern herumzuzeigen. Sie war Zahnarthelferin aus Los Angeles. Ihr Gebiss war perfekt, sie lächelte ununterbrochen, und zwar mit dem Gleichmut der Mona Lisa, und sie trug die Sorte Büstenhalter, die in den fünfziger Jahren populär waren – die Sorte, die ihre Brüste durch den Skipullovertrieb wie Atomsprengköpfe. Es war bekannt, dass sie gelegentlich mit einem Touristen ins Bett ging oder mit einem vom Glück begünstigten Einheimischen, wenn ihr der Sinn danach stand, aber im Grunde war sie auf Marshall scharf. Zwei Wochen lang zu Weihnachten und dann noch einmal eine Woche über Ostern war sie Stammgast in seiner Kneipe, wurde ebenso Teil der Dekoration wie das Elchgeweih oder der ausgestopfte Bär, wenn sie im Norwegerpulli, roten Skihosen und Sealstiefeln auf ihrem Barhocker saß, einen Sektcocktail schlürfte und darauf wartete, dass er mit der Arbeit fertig war. Manchmal hielt sie nicht durch, und jemand anders

schleppte sie ab, während Marshall grimmig von hinten aus der Küche zusah, meist aber blieb sie brav sitzen, wie eine Blume, die darauf wartet, ihre Blütenblätter abzuwerfen.

Als sie an jenem Nachmittag in diese weiße Welt heinschneite, war es ein Vorgeschmack auf die guten Zeiten, die auf uns zukamen – Frauen aus der Stadt, Wochenend-Cowboys, Großmütter, Kinder, Hunde und Anwälte waren unterwegs, Weihnachtsbäume und -dekorationen wurden aufgebaut, das große Fest der gänsefressenden Christen stand dicht bevor. Ihr Honda mit den kleinen schneekettenbewehrten Rädern, die mich immer an Spielzeug erinnerten, rollte auf den schneefriedeten Parkplatz. Es war etwa vier Uhr nachmittags, der Himmel war von einem tristen Grau, und eine lockere Verwehung türmte sich langsam auf der Veranda auf. Dann kam sie herein, stampfte und schüttelte sich, die Strickmütze tief in die Stirn gezogen, und hielt sofort nach Marshall Ausschau.

Ich saß auf meinem Stammplatz, mit dem fünften Bier beschäftigt, der Scheck, den Marshall mir drei Tage zuvor mitgebracht hatte, war zu einem Drittel aufgebraucht, und ich rechnete missmutig nach, dass ich bei diesem Tempo schon Weihnachten wieder pleite sein würde. Scooter stand hinter der Theke, und seine verwitwete Schwiegertochter Mae-Mae hockte mürrisch über einem Tom Collins drei Plätze neben mir. Mae-Mae hatte ihren Mann vor zwei Jahren an den Berg verloren (oder vielmehr an die Serpentinstraße, die uns mit der Zivilisation verband und die sich, verräterisch wie ein Ziegenpfad im Himalaja, in nur vierzig Kilometern die 2200 Höhenmeter aus dem San-Joaquin-Tal bis zu uns heraufschlängelte), und seitdem hatte sie weder gelächelt noch ein Wort gesprochen. Sie war aus Thailand. Scoo-

ters Sohn, ein Vietnam-Held, hatte sie aus Südostasien mitgebracht. Wenn Jill frei hatte oder zu viele Touristen den Laden stürmten, kam Scooter von seiner Hütte bei Little Creek, in 1650 Meter Höhe gelegen, heraufgefahren und hängte seinen Skianorak im Hinterzimmer an den Haken, um Cocktails zu schütteln, zu rütteln und zu mischen. Er nahm dann immer Mae-Mae mit, damit sie aus dem Haus kam.

Scooter und ich hatten gerade mit Blick auf die bevorstehenden Football-Ausscheidungsspiele fachmännisch diverse Einzelfragen der Verteidigungstaktik diskutiert, als Reginas Honda auf den Platz rollte; nun brachen wir das Gespräch ab und sahen lieber mit offenem Mund zu, wie sie sich wie eine Go-go-Tänzerin schüttelte, ihre Jacke aufknöpfte, um die zinnenartigen Brüste freizulegen, und es sich auf einem Barhocker bequem machte. Scooter schob sich das weiße Haar aus der Stirn und grinste sie breit an. »Naa«, sagte er und versuchte, sich an ihren Namen zu erinnern, »äh, äh, schön, Sie wiederzusehen.«

Sie strahlte ihn mit ihrem Fluorlächeln an, blickte an der geistesabwesenden Mae-Mae vorbei zu mir, der ich wie ein nervöser Hund nickte, dann wandte sie sich wieder an ihn. »Marshall hier?«

Scooter setzte sie davon in Kenntnis, dass Marshall unten im Tal ein paar Besorgungen machte, aber bis zum Abend zurück sein sollte. Und was wollte sie trinken? Sie seufzte, schlug die Beine übereinander und zündete sich eine Zigarette an. Ihre Mütze passte zu allem anderen – aus Skandinavien importiert und handgestrickt, die Wolle von den Trollen höchstpersönlich aus Barthaaren von Widdern gesponnen, zweihundert Kröten im Designer-Store. Oder so ähnlich. Die Mütze war grau, wie ihre Augen. Mit schwungvoller Gebärde nahm sie sie ab, fuhr

sich durch das kurze schwarze Haar und bestellte einen Sektcocktail. Ich sah auf die Uhr.

Irgendwo hatte ich gelesen, dass in Alaska neunzig Prozent aller Erwachsenen Alkoholprobleme haben. Das konnte ich mir vorstellen. Schnee, Eis, Graupeln, Wind, die dunkle Nacht der Seele: Was sollte man schon sonst machen? Hier oben in den Bergen war es genauso. Big Timber war eine Ansammlung von vielleicht hundert weit verstreuten Hütten auf einem plateauartigen Gipfel in den südlichen Sierras. Die Hütten gehörten größtenteils Sommerfrischlern und Langlauf-Fans aus L. A. und San Diego, Gynäkologen, Bühnen-Agenten, Werbefritzen, Trinkern und Naturfreunden, der Rest einem harten Kern von siebenundzwanzig asozialen Typen, die diesen Ort das ganze Jahr über ihr Zuhause nannten. Ich gehörte zu den Letzteren. Jill auch. Unter den übrigen fünfundzwanzig xenophoben Provinzlern fanden sich drei Frauen, davon waren zwei verheiratet, zudem ohnehin jenseits der Wechseljahre. Das einzige weitere weibliche Wesen war eine trunksüchtige Lyrikerin mit extremem Silberblick, die am äußersten Rand der Siedlung in der Hütte ihrer Eltern lebte und Männer hasste. Der Fernsehempfang ließ zu wünschen übrig, Radio gab es keins, und die nächstgelegene Bücherei war eine Einzimmer-Angelegenheit auf halbem Wege ins Tal, wo man sich mit drei Exemplaren der ›Dornenvögel‹ und den gesammelten Werken von Irving Wallace brüstete.

Also tranken wir.

Das gesellschaftliche Leben, soweit es eins gab, spielte sich rund um Marshalls Kneipe ab, die ihr gesamtes Angebot in einem einzigen riesigen Raum bereitstellte, von Hamburgern und Chili-Omeletts über Tabletten gegen Sodbrennen, Grippemittel und Dosen mit eingelegten

Rüben bis zum Toilettenpapier, außerdem Alkohol, die Nähe anderer Menschen und die Gelegenheit, an den Hebeln eines Videospieles in der Ecke außerirdische Eindringlinge zurückzuschlagen. Jeden Freitag organisierte Marshall Familienmenüs, an Thanksgiving und zu Weihnachten veranstaltete er Truthahnfestessen, zu Silvester schmiss er eine Party, und während des langen, einsamen Winters hielt er die Bar auch an den Wochenenden offen, wobei er weniger an seinen Profit als an unsere geistige Gesundheit dachte. Zum Anwesen gehörten auch acht recht rustikale Hotelzimmer, die normalerweise nicht belegt waren, sich aber jetzt – mit dem Eintreffen von Boo, dessen Killerkollegen, Regina und mehreren anderen Touristen – allmählich füllten.

Am Tag, als Regina einrollte, hatte Jill das ausnahmsweise einmal gute Wetter ausgenutzt, um mit ihrem Kombi den Berg hinunterzukurven und Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Eigentlich hätte ich mitfahren sollen, aber wir hatten Streit gehabt. Wegen Boo. Am Abend vorher war ich von meinem Nachmittagsspaziergang hereingekommen und hatte gesehen, wie Jill mit einem leeren Kuhaugenblick halb über der Theke lag, während ihr Boo aus etwa fünfzehn Zentimeter Entfernung sein Baritongesäusel ins Gesicht hauchte. Ich sah das, und dann sah ich auch, dass die Hände der beiden ineinander verschlungen waren, als wären sie beim Fingerhakeln oder so etwas. Marshall war in der Küche, Josh besorgte es dem Videospiele und Scott hatte sich wohl auf sein Zimmer verzogen. »Hallo«, sagte Boo und drehte sich beiläufig zu mir um, »was tut sich so?« Jill warf mir einen trotzigsten Blick zu, ehe sie sich losmachte und etwas planlos in der Kasse herumwühlte. Ich war in der Tür stehen geblieben und sagte gar nichts. *Wuschzz, wuschzz*, tönte das Videospiele, *pjing, pjing*. In der Küche ließ Mar-

shall irgendetwas fallen. »Mach dem Mann da einen Drink, Schätzchen«, sagte Boo. Ich drehte mich um und ging hinaus.

»Verdammt, ich begreif dich nicht«, hatte Jill gemeint, als ich sie später von der Arbeit abholte. »Das ist doch mein Job, Mann. Was soll ich denn machen? Mir ein Schild um den Hals hängen, wo draufsteht: ›Eigentum von M. Koerner?‹«

Ich erwiderte, das hielte ich für eine ganz gute Idee.

»Hättest gar nicht herzufahren brauchen«, sagte sie. »Ich geh zu Fuß.«

»Und der Bär?«, fragte ich, denn ich wusste, wie sehr sie der Gedanke an ihn erschreckte, wusste, dass es für sie entsetzlich war, die düsteren, nur vom Schnee erhellten Straßen entlangzugehen, weil sie Angst hatte, dem Vieh über den Weg zu laufen – ich wusste es und wollte, dass sie es zugab, dass sie mir sagte, sie brauche mich.

Doch sie sagte nichts weiter als: »Scheiß auf den Bären«, und dann war sie weg.

Jetzt bestellte ich ein weiteres Bier, schlenderte an der Theke entlang und setzte mich auf den Barhocker neben Regina. »Hallo«, sagte ich, »erinnern Sie sich an mich? Michael Koerner? Ich wohne oben hinter dem Haus von Malloy?«

Sie kniff die Augen zusammen und schenkte mir ein Lächeln, das ich bis tief hinunter in die entferntesten Zellen meines Fortpflanzungstrakts spürte. Ich war ihr nicht bekannter als irgendein chinesischer Landarbeiter, den man aufs Geratewohl aus der gesichtslosen Masse herausgeholt hat. »Sicher«, sagte sie.

Wir plauderten ein wenig. Wie glatt die Straßen doch waren – noch schlimmer als letztes Jahr. Ein wild gewor-

dener Bär? Ach, wirklich? Und Marshall hatte jetzt einen Bart?

Ich hatte sie zu zwei Sektkocktails eingeladen und pflegte wieder einmal ein neues Bier, da kam Jill zur Tür hereingestürmt, die Arme mit glitzernd verpackten Paketen beladen. Sie strahlte vor Menschenfreundlichkeit und Festtagslaune; neben ihr zottelte Adrian her, der aussah, als wäre er eben vom fliegenden Rentier des Weihnachtsmannes abgestiegen. Falls Jill vom Anblick Reginas irritiert war – genauer gesagt davon, dass ich diesem Anblick so nahe und so mit ihm verknüpft war –, so ließ sie es sich keinen Moment anmerken. Die Pakete knallten dumpf auf die Theke, Scooter und Mae-Mae wurden mit fröhlichem Quietschen begrüßt, Regina umarmt – und ich ignoriert. Adrian ging direkt auf das Videospiel los, wobei er nur kurz haltmachte, um die sechs Vierteldollarmünzen einzustreichen, die ich ihm wie eine Opfergabe entgegenhielt. Jill bestellte sich einen Cocktail und redete auf Regina ein, schwatzte los über Frisuren, Fingernägel, Schuhe, Blusen und so weiter, als freute sie sich, sie hier zu sehen. »Diese Mütze finde ich einfach wunderschön!«, rief sie irgendwann aus und streckte die Hand aus, um die Wolle zu befühlen. Ich drehte mich auf dem Barhocker um und starrte aus dem Fenster.

In diesem Augenblick tauchte Boo auf. Undeutlich erkennbar, vom Schnee weichgezeichnet, stapfte er über die öde weiße Fläche des Parkplatzes wie in einem Traum. Die Kapuze seines weißen Anoraks war hochgeschlagen, er trug ein Gewehr über der Schulter und zerrte irgendetwas hinter sich her. Etwas Schweres, Schwarzes, eine längliche, schmale Form, die sich wie ein Schatten hinter ihm ausbreitete. Als er stehen blieb, sich aufrichtete und in Dampfschwaden gehüllt nach Luft rang, bemerkte ich schockiert, dass zu seinen Füßen der

Kadaver eines Tiers lag, rot wie eine offene Wunde im Schnee. »He!«, schrie ich, »Boo hat den Bären erwischt!« Im nächsten Augenblick stürzten wir alle hinaus auf den windgepeitschten Parkplatz, standen zwischen den bedrohlichen Baumreihen und unter dem geschwollenen Bauch des grauen Himmels, und Boo blickte verdutzt von dem ausgenommenen Kadaver eines Rehbocks auf. »Was ist denn los, Feuer in der Kneipe?«, fragte er. Seine scharfen blauen Augen parierte kurz meinen Blick, dann musterte er nacheinander Scooter, Adrian und Mae-Mae, betrachtete einen Moment lang Jill und fixierte schließlich Reginas erstauntes Gesicht. Er grinste.

In der schwarzen Schnauze des Rehbocks bleckten die gelblichen Zähne; die Augen waren glasig. Boo hatte das Tier von der Brust bis zur Lende aufgeschlitzt, und aus dem hinteren Ende der schartigen Wunde quoll ein halb gefrorener Klumpen grauweißer Darmschlingen. Ich kam mir lächerlich vor.

»Köder«, erklärte Boo und ließ den Blick dabei wieder über uns schweifen. »Ich ziehe eine Blutspur, die man noch mit geschlossenen Augen und zugeklebter Nase verfolgen könnte. Dann häng ich das Fleisch an einen Baum und brauch bloß noch auf Meister Petz zu warten.«

Jill wandte sich ab, ein wenig theatralisch, wie ich fand, und bekundete halblaut Protest und Abscheu unter Berufung auf »das arme Tier«, dann nahm sie Adrian bei der Hand und zerrte ihn in Richtung des Hauses. Mae-Mae starrte durch uns alle hindurch, dieses Gemetzel ähnelte für sie jenem anderen, das ihren Mann das Leben gekostet hatte, kopfüber in der kleinen Blechdose seines Autos, Blut auf dem Berghang. Regina musterte Boo. Er stand vor dem erlegten Rehbock und grinste wie ein Urmensch angesichts seiner Jagdbeute, dann bückte

er sich, um das Vieh beim Geweih zu packen und es quer über den Platz zu schleifen, als wäre es ein alter Teppich für den Kirchenbasar.

An diesem Abend ging es in der Kneipe rund. Die ersten Touristen waren eingetroffen, und deshalb sah man zehn bis zwölf neue Gesichter an der Bar. Ich löffelte in der Einsamkeit meiner Hütte Hühnersuppe und eine Dose kalte Rüben, wickelte mir einen kitschigen schwarz-goldenen Schal um den Hals und stapfte durch den dunklen, konturlosen Wald zur Kneipe hinüber. Als ich eintrat, roch ich Parfüm, süße Liköre, heiße Körper, und ich hörte das sinnliche Klicken der Billardkugeln, die das Gegröle der rings um mich anschwellenden Stimmen rhythmisch untermalten. Festtagslaune, o ja, allerdings.

Jill stand hinter der Theke. Alle Bewohner der Siedlung waren da, einschließlich der zwei alten Frauen und der schielenden Lyrikerin. An der Theke lehnte, lümmelte und lachte eine Schar johlender Fremdlinge und etliche, die ich vage von früheren Jahren her kannte; andere hockten hinten an den Tischen über ihren Steaks. Marshall stand am Grill. Ich schlängelte mich zur Theke hindurch und stellte mich zwischen einen bärtigen Fremden mit einem Cowboyhut aus grauem Filz und einen Kerl, der mir irgendwie bekannt vorkam, der mich aber mit zutiefst verächtlichem Blick ansah und sich dann abwandte. Ich fragte mich kurz, womit ich diesen Mann wohl gekränkt haben konnte (Wintergäste – ich wusste ja kaum noch, was ich letzte Woche getan und gesagt hatte, geschweige denn letztes Jahr), als ich Regina erblickte. Und Boo. Sie saßen hinten in einer Nische, ihr Tisch war übersät mit leeren Gläsern und Bierflaschen. Gut, dachte ich. Ein heimtückisches Lächeln der Befrie-

digung huschte über meine Lippen, und dann sah ich Jill an. Ich merkte, dass sie die beiden aus dem Augenwinkel beobachtete, obwohl ein unbeteiligter Zuschauer sicher geglaubt hätte, ihre ganze Aufmerksamkeit gelte Alf Cornwall, dem alten Furzer, der vor ihr an der Theke saß und ein Gläschen Pfefferminzschnaps trank, während er bis zum Erbrechen das einzige Thema wiederkäute, das ihm wichtig war – d. h. den beklagenswerten Zustand seiner Gesundheit. »Jill«, rief ich schadenfroh, »wie wär's denn mit ein bisschen Bedienung hier?«

Sie warf mir einen Blick zu, der Metall hätte zerfressen können, dann stieß sie sich von der Theke ab, goss mir langsam einen Schluck Wild Turkey ein und zapfte noch langsamer ein Glas Bier. Ich zwinkerte ihr zu, als sie mir die Drinks hinstellte und mein Geld vom Tresen aufsamelte. »Heute Abend nicht, Michael«, sagte sie, »ich fühl mich nicht danach.« Ihre Stimme klang so schleppend und düster wie die eines professionellen Klageweibes. Langsam wurde mir klar, wie viel sie von diesem Boo gehalten hatte (und wie wenig von mir), und ich sah über die Schulter, um ihn kurz mit hasserfüllter Eifersucht zu mustern. Als Jill mir das Wechselgeld hinlegte, packte ich sie am Handgelenk. »Zum Teufel, was soll das heißen: ›Heute Abend nicht?‹«, zischte ich. »Darf ich jetzt nicht mal mehr mit dir reden, oder was?«

Sie sah mich an wie eine Märtyrerin, eine achtundzwanzigjährige Frau, die von ihrem Mann am Ende der bewohnten Welt im Stich gelassen worden war und einen unglücklichen Jungen und einen abgehalfterten Beau durchbringen musste, für den der Gedanke ans Heiraten etwa so verlockend war wie eine Lobotomie; sie sah mich an wie eine Frau, die die Hoffnung auf romantische Abenteuer aufgegeben hatte. Dann riss sie sich los und schlurftete davon, um sich wieder sämtliche faszinieren-